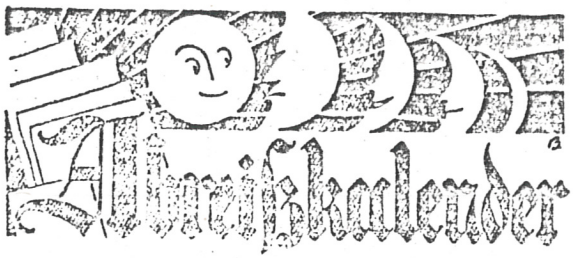
3794 02.10.1928 De

N.

Luxemburg im Herbst: Jahresapotheose



In einem Buch, das vor zirka dreißig Jahren zu den Büchern gehörte, die man gelesen haben mußte, erzählt die Frau, die ihm den Namen gab, Frau Buchholz aus Berlin, wie ihr Mann es beim Frühstück machte, um den Genuß recht lange hinauszuziehen, ihn gleichsam spitz zulaufen zu lassen. Er schnitt sich, nachdem er das Gros bewältigt hatte, immer noch ein Knüschen, zuletzt ein ganz kleines ab, das Lustgefühl klang pianissimo aus.

An diesen Schlemmer von Buchholz müssen wir denken, wenn wir jetzt die Tage des ausklingenden Sommers genießen.

Schließlich ist doch nur die Schobermeß daran schuld, daß unser Sommer so scharf und lärmend gegen den Herbst abgegrenzt ist.

Die ersten Bretter, die hinausgefahren werden, sind schon die Boten des Herbstes, zu einer Zeit, wo wir an ihn noch nicht zu denken bräuchten.

Ohne die Schobermeß würde unser Sommer dauern, wie überall, so lange eine warme Sonne scheint und wir beim Wandern durch den Wald nicht bis an die Knöchel durch dürre Blätter waten.

Aber wenn die Wagen, denen wir den malerischen Namen „Kame'diswon" gegeben haben, in Reihen über die Brücken fortfahren, wähnen wir uns wehmütig schon jenseits der Grenze, die uns von der Sonne scheidet.

Dagegen sollen wir reagieren. Wir sollen uns nicht von der Miesmacherin Schobermeß frühzeitig in den Herbst hineindrängen lassen. Wir sollen zu dem Sommer beten, so lange er nicht ganz entthront ist.

Franz Clément schrieb uns gestern, wie schön Paris im September ist.

Wissen wir, wie schön Luxemburg im September ist, und auch noch tief in den Oktober hinein?

Nie ist in dieser Landschaft, die uns nie überbaut werden kann, so viel Farbe und Relief, wie in den Tagen der Jahresapotheose. Von der Adolfbrücke wie von der Pescatore-Terrasse, in den Hängen des Mutter- und des Tochterlales sind die Baumwipfel so kraus und wollig, als ob sie in grün das Bild der lichtsatten Cumuluswolken spiegeln wollten.

Aber das Grün geht langsam hinüber ins Herbstbraun, wie in einem Lied von Schubert die Durtonart in Moll übergeht, dem fordernden Leben wird alles in Schönheit erfüllt und die Natur macht im ganz Großen der Sonne ihren abendlichen Abschied nach, gibt das Rezept zu jedem Kunstwerk, das in langsamer Steigerung auf die Höhepunkte führt, wo das Ende zur Verklärung wird.

Nun sitzen wir alle wieder hinterm Tisch unseres Tagewerkes und gedenken des vergangenen Sonnensegens, das Braun auf Wangen und Armen ist schon fast verblaßt, wir richten unsere Gedanken in einem weiten, allzuweiten Sprung nach vorwärts ins Jahr, wo der Abend Herr ist über den Tag, die Glühlampe Herrin über die Sonne.

Wir haben Unrecht.

Grade jetzt sollen wir uns noch einmal aufraffen, die letzten schönen Stunden und die letzten Groschen in der ausschwingenden Sommerpracht draufgehen lassen. Wo Ihr wollt, ist es jetzt unsäglich schön, Ihr braucht nicht über die Grenze zu schweifen, sucht die Buchenwälder, die sich röten, die Höhen, die im blauen Dunst verdämmern, die Wiesengründe, in denen die süße Melancholie der Herbstzeitlosen singt, geht dahin, wo Ihr vor Wochen froh wart, und seht mit Staunen, was die Erde für ein ganz anderes Gesicht bekommen hat.

Und laßt Euch den Benzin- und Bier- und Staub- und Tabak- und Patschuli- und Küchenduft der Schobermeß aus der Erinnerung blasen.

Hardi 2. 10. 1928